

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 102.

Berlin, Donnerstag den 26. August

1847.

Frankreich.

Sieben ungedruckte Briefe von Voltaire. *)

Das in Brüssel erscheinende periodische Werk: Le Bibliophile Belge enthält im 3ten Bande sieben Briefe Voltaire's, die bisher in keiner Ausgabe seiner Werke gedruckt sind. Der sie hier mittheilt, ist Gustave Brunet (von Bordeaux), und er führt sie durch folgende Zuschrift an den Herausgeber des Bibliophile Belge ein:

„Mein Herr! In verschiedenen Maken hat das Bulletin du Bibliophile Belge unedirt Briefe berühmter Personen aufgenommen; erlauben Sie mir daher auch, Ihre Bereitwilligkeit für einige Briefe Voltaire's in Anspruch zu nehmen. Im strengeren Sinne des Wortes dürfen diese Briefe nicht als unedirt betrachtet werden, aber sie sind dennoch so unbekannt, als hätten sie niemals das Licht der Welt erblickt; sie haben nämlich keine andere Publizität, als die eines Bordeauxer Journals vor 30 oder 35 Jahren.“ **) Dies ist ein Grab, wo Niemand sie suchen wird, und Herr Beuchot, der gewandte und unermüdete Herausgeber der Werke des Patriarchen von Ferney, hat sie auch nicht gekannt. Ohne ein lebhaftes Interesse zu haben, sind sie doch von der Art, daß ich gern glaube, Ihre Leser werden sie mit einiger Aufmerksamkeit lesen.

I. An Herrn P., der ihm einige französische Uebersetzungen aus englischen Gedichten zugesendet.

Ich habe, mein Herr, mit eben so viel Vergnügen als Dankbarkeit Ihre Versuche von Uebersetzungen aus englischen Dichtern empfangen. Die ehemalige Härte der englischen Sprache schien der Poesie wenig günstig, aber sie hat sich allmählig in Stärke und Kraft verwandelt. Der jetzige Reichtum der Sprache und die verschiedenen Vorstellungen, deren sie sich fähig gemacht hat, setzen sie in den Stand, Alles auszudrücken. Uebrigens haben sich die kräftigen Redeweisen dieser Sprache noch bedeutend durch die Regierungsform des Landes vermehrt, die den Engländern erlaubt, öffentlich zu sprechen, und durch die Freiheit der Gewissen, die alle Sekten mit der Sprache der heiligen Schrift vertraut macht. Wirklich nähert sich die englische Poesie oft jener morgenländischen Erhabenheit, welche anderen Völkern übernatürlich erscheint. Zur Zeit Cromwell's waren alle Reden im Parlamente voll von Ausdrücken, die man den Schriften des Alten Testaments entlehnt hatte. ***) Die französische Sprache, welche ohne dieses Hülfsmittel geblieben ist, hat deshalb nicht den Reichtum, den sie haben könnte. Ueberdies haben wir eine Menge sehr energischer Ausdrücke der älteren Sprache aufgegeben, wodurch unsere Poesie ein wenig geschwächt wurde. Gerade solchen alten Worten unserer Sprache haben die Engländer das Bürgerrecht in der ihrigen gegeben, so wie sie nach dem Widerruf des Edikts von Nantes unsere auswandernden Landsleute bei sich eingebürgert. Sie haben auf diese Weise und auf unsere Kosten ihre Sprache und ihre Bevölkerung vermehrt. †)

Aber je weniger Hülfsmittel die französische Sprache bietet, desto dankbarer bin ich für die Nachahmung verschiedener englischer Poesien. Sie scheinen treu und in guten Versen wiedergegeben zu seyn. Sie werden doch wahrscheinlich nicht bei diesem ersten Versuche stehen bleiben, und das Publikum wird Ihnen, so wie ich, neue Verpflichtungen schuldig seyn. ††)

Ich habe die Ehre &c.
Ferney, 13. April 1762.

*) Vergl. Magazin Nr. 58 und 61.

**) Seltsam, daß ein Brunet so ungenaue Angaben macht. Wie heißt das Journal? und sollte nicht zu ermitteln seyn, ob 30 oder 35 Jahre? Bei solcher Angabe wird allerdings Keiner auf diesem Grabe sie suchen. Es ist Brunet's Schuld, wenn wir dieses Grab mit folgender Konjekture-Kritik beunruhigen: Aus dem ersten Briefe, wo die Freiheit der öffentlichen Reden als Mittel zur Hebung der Sprache empfohlen wird, läßt sich schließen, daß die Briefe vor dreißig Jahren, also 1816—1817, erschienen sind und nicht vor fünfundsiebzig, also um 1812, wo die Napoleonische Censur sich wahrscheinlich so was verbieten hätte.

***) Nicht bloß im Parlamente, auch außerhalb desselben bedienten sich die Puritaner überall biblischer Redensarten, wie man es am ergößlichsten in Walter Scott's Woodstock nachgeahmt findet.

†) Die Sprach-Ausdrücke sind allerdings nicht ganz so auf Frankreich's Kosten wie die Emigranten auf England übergegangen, da es den Franzosen unbenommen blieb, die emigrierten Redensarten gleichzeitig zu Hause festzuhalten. Dagegen würde B. jetzt noch viele andere Dinge von Frankreich nach England auf Kosten des ersteren übergeführt sehen: Kolonien, Schiffe, Geld, Industrie und Einsuß.

††) Der erfahrene Leser wird leicht einsehen, daß B. hier eben so höflich wie nichtsagend geantwortet, und daß er die ihm vorgelegten Uebersetzungen gar nicht gelesen

II. An den Herausgeber des Courrier d'Avignon.

Ich erfahre, mein Herr, daß Sie in Ihrem Courrier vom vorigen Monat folgende Stelle aufgenommen haben:

„Herr v. Voltaire, der sich auf seinem Schlosse Délices nicht sicher glaubt, hat sich nach Lausanne begeben und hat den König von Preußen schriftlich um eine Zufluchtsstätte in Wesel ersucht &c.“

Diejenigen, welche Ihnen diese Nachricht mittheilten, haben Sie in allen Punkten getäuscht: Ich wohne nicht in den Délices; die Délices sind kein Schloß; ich bin sehr krank seit langer Zeit auf meinem Gute zu Ferney *); ich bin nicht in Lausanne gewesen; ich habe nicht an den König von Preußen geschrieben, und ich bedarf keiner Zufluchtsstätte. Ich bitte Sie, der Wahrheit gerecht zu werden und ein Gerücht zu zerstreuen, dem alle Begründung fehlt. Was die Bücher betrifft, die Sie mir fälschlich und nach lügenhaften Pariser Berichten zuschreiben, so haben Sie zu viel Billigkeit, um mir künftig verdächtige Werke unterzuschreiben, die mich bei einer weniger gerechten Regierung als die unfrige Gefahren aussetzen könnten. Wenn ich solche Neuigkeiten schreibe, so würde ich wenigstens darauf sehen, ob sie wahr seyen. Sie haben das Talent, zu interessiren; üben Sie künftig in meiner Beziehung die Kunst, zu schweigen.

Ferney, den 8. September 1756. **)

III. An einen Herrn zu Avignon, der ihm über die eiserne Maske geschrieben hatte.

Die Krankheiten, von denen ich seit langer Zeit geplagt bin, verbunden mit ein u großen Fluße über den Augen, haben mir nicht früher erlaubt, Ihnen, mein Herr, für die Anekdoten zu danken, die Sie mir über das außerordentliche Abenteuer des Mannes mit der eisernen Maske mitzutheilen die Güte hatten. Die Wahrheit dieses Ereignisses ist jetzt unbestritten, aber die Verschiedenheit der Konjekturen besteht noch immer. Es ist das Loos der Menschen, Mutmaßungen (im Text systemes) über alle Dinge anzustellen, die ihren Wahrnehmungen entzogen sind. Was mich betrifft, so habe ich mich nur an die Thatsache gehalten, und dennoch habe ich dabei viele Mühe gehabt.

Ich habe die Ehre &c.
11. November 1763.

IV. An den Verfasser eines Gedichtes über die Viehpeste (Épizootie).

Pariser Neuigkeitsträger, die, wie Jedermann weiß, stets die Wahrheit sagen, haben das Gerücht von meinem Tode in Umlauf gesetzt, und sie haben sich nicht ganz getäuscht, denn ich war sehr krank. Letzteres ist der Grund, weshalb ich nicht früher auf Ihren sinnreichen Brief geantwortet habe. Ich danke Ihnen für diesen Brief und das beigelegte Gedicht. Ich habe in beiden Geist und Gefühl gefunden und sehe, Sie sind von den Uebeln der Thiere, die fast eben so groß sind, wie die der Menschen, gerührt. Fahren Sie fort, mein Herr, die schönen Künste und die Literatur zu pflegen; die guten und gefühlvollen Schriftsteller, welchen Neid und Kabale fremd sind, erscheinen mir als die Elite dieser Welt. Ich schmeichle mir, daß Sie von dieser Gattung sind, und wünsche Ihnen Glück dazu.

Ich habe die Ehre &c.
Ferney, den 17. März 1776.

V. An den Secretair einer Akademie in der Provinz.

Die verleumderischen Beschuldigungen, womit mich die angeblichen Literaten, die eben so Männer der Wissenschaft, wie Quacksalber Aerzte sind, überhäufen wollen, die Bücher, die sie nach schmutzigen und entstellten Handschriften unter meinem Namen drucken lassen, haben mich gezwungen, an die französische Akademie zu schreiben. Ich richtete an die gelehrten Gesellschaften der Provinz eine Abschrift dieses Briefes, in welchem ich das Publikum gegen

hat. Seit B. haben es bis zum August 1847 viele große Männer so gemacht, wenn ihnen ein Geringerer seine Arbeit zur Beurtheilung, resp. Empfehlung, vorlegte; man las die Arbeit nicht, schaffte sich aber den ängstlich Harrenden durch eine Alles und Nichts enthaltende Antwort vom Halse.

*) Man sehe unsere Anmerk. zu Brief V.

**) Wenn in der Ordnung der Briefe keine chronologische Rücksicht genommen ist, so gehört der Fehler Herrn Brunet an, der, wie schon oben bemerkt, hier etwas nachlässig zu Werke gegangen. Vielleicht meinte er, der Brief von 1762 mache einen besseren Eindruck, und stellte ihn deshalb zuerst, aber dieser Grund läßt sich bei allen folgenden Briefen nicht anwenden.

jene Bosheit schüßen will. Ich durfte bei dieser Gelegenheit die Akademie nicht vergessen, deren würdiger Secretair Sie sind. Ich habe das Vergnügen gehabt, Sie früher, aber zu kurze Zeit, in Paris zu sehen, und Ihre Person flößte mir eben so viel Freundschaft ein, wie Ihr liebenswürdiger und bescheidener Charakter Achtung. Nachdem ich die Hauptstadt verlassen und ein wenig zu viel die Welt durchlaufen bin, fand ich Ruhe an den Ufern des Genfer See's. Genf schließt Männer von Geist, unterrichtete Schriftsteller und brave Beamten ein, die mich oft besuchen und die mir's nicht übel nehmen, wenn ich ihnen keine Gegenbesuche mache; sie lassen mir meine volle Freiheit und Muße. Fügen Sie diesem Ihre Freundschaft hinzu, und ich werde sehr glücklich seyn; ich verdiene sie durch die Gefühle, mit welchen ich die Ehre habe ic.
Aux Délices, 6. septembre 1736. *)

VI. An einen Akademiker zu Lyon über La Beaumelle.

Sie haben Recht, mein Herr, junge Bichte, die unglücklicherweise lesen und schreiben können, drängen sich in die Gemeinschaft der Wissenschaften wie die Hummeln in die Bienenkörbe. Der, von welchem Sie sprechen, hielt sich, von Kopenhagen kommend, wo er sich für einen Professor der schönen Wissenschaften ausgegeben, im Jahre 1732 zu Berlin auf. Ich suchte ihm einige geringe Dienste zu erweisen; er vergalt sie mir, indem er sich in die Zänkereien mischte, welche mir der Philosoph von St. Malo (Mauvertuis) in dieser Stadt bereitete. Von Berlin durchlief er Deutschland, Verleger für jene Standale suchend; er fand einen in Frankfurt am Main, bei welchem er mein Sieels de Louis XIV. mit satirischen und verleumderischen Notizen voll Fehlern und Dummheiten abdrucken ließ. In seinen romanhaften Mémoires de Mme. de Maintenon hat er das Gewebe von Falschheiten und Betrügereien wieder abdrucken lassen, und ich bin nicht überrascht, daß das Buch, wie Sie sagen, so gesucht ist. Er figelt die menschliche Boshaftigkeit durch skandalöse Erzählungen von den ersten Staatsmännern und von Leuten, die niemals erwarten konnten, ihren Namen hier zu finden. Am unglücklichsten ist, daß er in einigen Kapiteln ziemlich gut den Stil des Tacitus nachahmt und einige von dessen Grundsätzen wiedergibt. Der Spitzbube zeigt dabei Geist, aber er hätte einen besseren Gebrauch davon machen sollen. Da die Wahrheit die beste Begründung für den Erfolg historischer Werke ist, so läßt sich hoffen, daß das seinige nur einen vorübergehenden Erfolg haben wird.

Meine Gefühle für Sie werden dauernder seyn, und Sie können für immer auf die Anhänglichkeit zählen, mit welcher ich die Ehre habe ic.
Délices, den 19. Juli 1736.

VII. An einen Herrn zu Avignon über die Zweifel an der Echtheit des Testaments des Cardinals Richelieu.

Der Siebziger von Berny ist Ihnen, mein Herr, eine Antwort auf Ihren geistreichen Brief schuldig, der voll von verführerischen Gründen ist. Ein Fluß über den Augen und sein Alter erlauben ihm nicht immer, sich seiner Pflichten so schnell als er es wünscht zu entledigen.

Sie werden einige Verdachtsgründe gegen die Authentizität des politischen Testaments von Richelieu haben, wenn Sie meinen Zweifel noch Folgendes hinzufügen: 1) Das Manuskript dieses Werkes wurde nie, weder von Richelieu's Erben noch von seinen ministeriellen Nachfolgern, gesehen. 2) Es wurde 30 Jahre nach seinem Tode dem Drucke übergeben, ohne daß es früher gekannt worden wäre. 3) Der Stil weicht von dem anderer Schriften des Cardinals ab. 4) Das Werk wimmelt von Ausdrücken und Gedanken, die wenig für einen großen Minister passen, der zu einem großen König spricht. 5) Der Herausgeber oder Fälscher läßt R. seinen Namen unterzeichnen, wie er ihn früher nie unterzeichnete. 6) Dieser Herausgeber sagt nicht, woher er die Handschrift habe und in welche Hände sie niedergelegt wäre. Das Werk scheint eher das Erzeugniß eines müßigen Politikers zu seyn, als das eines Ministers, der unter großen Staatsgeschäften ergraut ist. Wenn Sie es mit Aufmerksamkeit durchlesen, werden Sie, gleich mir, über ein mittelmäßiges Buch denken, welchem man Ansehen durch einen erlauchten Namen verschaffen wollte. **)

Ich habe die Ehre ic.

Am Schlosse Berny, den 10. Februar 1736.

Texas.

Expedition der deutschen Kolonisten nach der San-Saba in Texas, im Januar 1847.

(Fortsetzung.)

Am 7. Februar endlich näherten wir uns ihren Zelten am San-Saba-Fluß, und hier wurde uns ein feierlicher Empfang zu Theil. Schon von weitem sahen wir auf der Spitze eines freistehenden Berges eine große weiße Fahne wehen und von hier aus wogenförmig den Berg abwärts eine Menge

Indianer in ihrer bunten Tracht. Als wir uns diesem Punkte näherten, stiegen sie in das Thal hernieder und stellten sich hier alle beritten in langer Front auf. Im Centrum die Fahne; den rechten Flügel nahmen die Krieger ein, in Sectionen eingetheilt, von denen jede ihren Führer hatte; den linken Flügel bildeten die Frauen mit ihren Kindern, gleichfalls zu Pferde. Das Ganze war ein reiches buntes Bild, denn die Tracht der Comanches bei feierlichen Gelegenheiten ist wirklich schön und geschmackvoll. Hals und Ohren sind mit Perlen und Muscheln und die Arme mit dicken messingenen Ringen geschmückt. Die langen schwarzen Haare der Männer sind in Zöpfe geflochten, die mit den eingeflochtenen Büffelhaaren vom Scheitel bis zur Fußsohle reichen und mit vielen Silberplatten verziert sind. Um die Füße tragen sie Schuhe von Stirschleder, die sogenannten Mocasins, die, so wie ihre Leggings, eine Art von Beinkleidern von Tuch oder Leder, reich mit bunten Perlen gestickt sind. Hierzu schlagen sie auf eine äußerst anmuthige Art ein Stück rothes oder blaues Tuch um die Schultern, das an die römische Toga erinnert. Die Haut ist auf die verschiedenste Weise und mit den mannigfachsten Farben, besonders aber mit Roth, bemalt. Ihre Waffen bestehen vornehmlich in Bogen und Pfeil, doch führen die Meisten außerdem noch eine lange amerikanische Büchse; hierzu kommt eine Lanze mit Federn und Farben geschmückt, deren Spitze eine Toledo-Klinge aus den besten Zeiten bildet, und ein Schild aus Büffelhäuten. Bei Kriegszügen, welche die Indianer im größten Schmuck führen, tragen die Häuptlinge und ersten Krieger als Hauptzier die Kopfbaut des Büffels, mit den kurzen stumpfen Hörnern dieses Thieres.

Ehe wir uns dieser Aufstellung näherten, wurde gegen Herrn von Neusebach der Wunsch geäußert, sich nur mit wenigen Begleitern den Comanches zu nähern, was auch geschah. Als wir so vier oder fünf Mann an der Zahl ihnen 100 Schritt nahe gekommen waren, meinte Lorenzo, man werde es uns sehr hoch anrechnen, wenn wir, als Zeichen des Vertrauens, unsere Gewehre abschößen, was wir ebenfalls thaten und von den Comanches erwiedern hörten. Wir wurden hierauf durch häufiges Händedrücken bewillkommt und in ihr Dorf geführt. Dies lag unmittelbar an der San-Saba in einer fruchtbaren Mosquit-Prairie, die für Pferd und Esel das schönste Futter bot. Wir waren jetzt in einer eigenthümlichen Lage, denn unser kleines Häuflein befand sich mitten unter 3—600 Indianern und zwar unter einem Stamm, der wegen seiner Beuteluft und seiner Vorliebe für weiße Skalps allgemein berüchtigt und gefürchtet ist. Dennoch mußten wir, um ihnen zu imponiren, uns zuversichtlich und ohne Mißtrauen zeigen, so daß von Wachen und vom offenen Tragen der Waffen keine Rede seyn konnte. Unter dem Vorwande der besseren Weide für unsere Pferde wüßten wir der Einladung der Indianer, in ihrem Dorfe zu bleiben, aus und zogen auf die andere Seite des Flusses, konnten es aber nicht verhindern, daß ein anderer Comanche-Stamm, der hier auf einem Streifzug begriffen war, mit uns kampte. Nach dem früher gemachten Versprechen glaubten wir hier wenigstens Wildfleisch, das uns ausgegangen war, in hinreichender Menge zu bekommen, doch wurde unser Verlangen mit dem Bemerkten abgeschlagen, daß nichts vorhanden sey. Später sahen wir, daß dies eine Lüge war. Alles, was wir jetzt oder jemals von den Indianern auf diesem Zuge erhielten, war eine ganz unbedeutende Quantität Bärenfett. Im Gegentheil, wenn wir unsere Mahlzeiten bereiteten, drängte sich Alles wieder mit dem größten Heißhunger hinzu, so daß es uns kaum möglich war, unseren eigenen Hunger zu stillen, und wir ernstliche Besorgnisse für unsere Lebensmittel zu hegen anfangen. Am Abend dieses Tages kam fast das ganze Dorf herüber gestromt, was einen ungeheuren Lärm gab, denn Alle, auch selbst die kleinen Kinder, ritten, letztere manchmal zu 3 bis 4 auf einem Pferde. Die Pferde spielen überhaupt eine Hauptrolle bei den Comanches. Sie besitzen eine große Anzahl dieser Thiere, theils gestohlen (meist in Mexiko), theils gezogen, die im Fall der Noth auch zur Nahrung dienen. Auf der Jagd und im Kriege, wie beim Reisen, bedienen sie sich stets derselben, mit denen von Jugend auf beide Geschlechter vertraut sind und so zu gewandten und kühnen Reitern werden. Wir sahen Kinder, die meist bis zu ihrem dritten Jahre gefängt werden und unmittelbar von der Brust der Mutter aufs Pferd sprangen und sich dabei eine Zigarette ansteckten. Ihre Krieger wissen mit dem Pfeil im gestreckten Galopp ihr Ziel zu treffen.

Ob sie reiten sie dicht an den Feind und jagen, wenn sie abgeschossen haben, an ihm vorüber, wobei sie sich durch den Leib des Pferdes decken, indem sie sich nur mit einem Fuße im Sattel festhalten, so daß das Pferd reitend für den Feind erscheint. Sie haben immer den Kasso bei der Hand, den sie auf große Entfernung sicher werfen und der im Kampfe zu einer furchtbaren Waffe wird. Die Weiber reiten mit gespreizten Beinen. — Als wir uns eben zur Ruhe begaben, umringten eine Menge junger Leute unsere Zelte und sangen uns ihre Lieder vor.

Am nächsten Morgen machten wir die angenehme Entdeckung, daß unsere drei besten Pferde verschwunden waren. Die Mexikaner suchten vergebens. Keine Spur war zu entdecken, obgleich dies, weil unsere Pferde die einzigen beschlagenen in der Gegend waren, der Fall seyn mußte, wenn sie nicht mit indianischer Schlaubeit gestohlen worden. Dies zeigte sich auch bald: denn als Herr von Neusebach sehr bestimmt ihre Wiederherbeischaffung von unseren Wirthen verlangte, wälzten diese zwar alle Schuld von sich ab, brachten sie aber. Dieser Tag verging mit Vertheilung von Geschenken und mit Tauschhandel. Nachmittags besuchten mehrere von uns das Dorf. Hier erregten besonders die vorzüglichen Zelte der Indianer unsere Aufmerksamkeit. Sie sind rund, haben einen Durchmesser von 13—20 Fuß und eine mindestens gleiche Höhe. Das Gerippe besteht aus Stangen und ist mit weißgegerbten Büffelstellenstramm überzogen, die in der Regel sehr rein gefalsten werden. An der Spitze befindet sich eine Oeffnung zum Abziehen des Rauches und unten eine etwas

*) Verglichen mit dem Datum des zweiten Briefes, muß man sich doch etwas über die Wahrheitsliebe Voltaires wundern. Am 6. September war er noch zu Délices, und am 17ten sagt er dem Courier d'Avignon, er wohnte nicht in Délices.

**) Man weiß, daß die Frage über die Echtheit des politischen Testaments von Richelieu eine Kontroverse hervorrief, an welcher der Akademiker Hancouagne thätigen Antheil nahm. (Anmerkung des Herausgebers.)

größere als Thür. In der Mitte dieser Zelte wird von hartem Holze ein Koflenfeuer unterhalten, um welches ringsumher Büffelhäute gebreitet sind. Das Ganze giebt einen äußerst gemüthlichen Aufenthalt, wo man selbst gegen den schärfsten Northwest meist mehr Schutz als in den texanischen Blockhäusern findet.

Am Mittag des 9. Februar waren wir erstaunt, mehrere europäisch gekleidete Reiter, die uns freundlich grüßten, in unser Lager kommen zu sehen; es war dies der Indianer-Agent des texanischen Gouvernements, Major Neighbour, und der Delaware-Häuptling Jim-Shaw, die als Abgesandte des Gouverneurs von Texas erschienen, um Herrn von Meusebach vor dem weiteren Vorrücken zu warnen. Die Comanches, von unserem projectirten Zuge benachrichtigt, hatten sich nämlich mit der Bitte an die Regierung nach Austin gewendet, uns den Uebergang über den Llano und somit den Eintritt in ihr Land zu wehren, widrigenfalls wir feindlich behandelt werden würden. Da Major Neighbour Herrn v. Meusebach in Friedrichsburg nicht mehr getroffen, war er unserer Spur bis hierher gefolgt. Mit dem Charakter und den Sitten der Comanches genau bekannt, schilderte er uns unsere Lage nicht wenig gefährlich und forderte im Namen des Gouvernements dringend zum Rückzuge auf. Herr von Meusebach, überzeugt, daß auch hier wieder — vielleicht aus einer kleinlichen Eifersucht der Amerikaner gegen die Deutschen — die Gefahren übertrieben würden, und nicht gesonnen, die nahen Früchte des einmal unternommenen Wagstückes sich wieder entziehen zu lassen, erklärte nach kurzem Kriegsrath seinen festen Entschluß, nicht zurückweichen und bis zum San-Saba-Fort, dem Ziel seines Zuges, vordringen zu wollen; er ersuchte zugleich die Abgesandten, ihn zu begleiten und bei den bevorstehenden Unterhandlungen ihn zu unterstützen.

Diese Unterstützung wurde denn endlich auch zugesagt, und in ihrer Begleitung brachen wir am anderen Tage das Lager ab, nachdem wir zuvor noch den gegenwärtigen Häuptlingen der Comanches unsere Absicht, nach dem alten spanischen Fort ziehen zu wollen, mitgetheilt und ihnen versprochen hatten, auf dem Rückwege zu der verabredeten Zusammenkunft in ihr großes Dorf zu kommen.

Wir waren alle sehr froh, daß wieder aufgebrochen wurde, denn die indianische Gesellschaft war uns nachgerade ziemlich widerwärtig geworden. Stets mußten wir unsere Zelte vor den alten Indianerinnen, die auf Steppen ausgingen, bewachen; keine Mahlzeit konnte ruhig eingenommen werden, und dazu zeigten sich die Indianer in vieler Beziehung höchst unsauber. So war es ganz gewöhnlich, daß, wenn wir zusammen saßen, ein Comanche den Kopf in den Schoß des anderen legte, um sich das Ingeziefer abzuwischen zu lassen, was dann sogleich verspeist wurde. — Wir machten jetzt nur kleine Tagesmärsche und kamen am 12. Februar in ein weites Thal, an der San-Saba, wo wir Ruhetag hielten. Hier trafen uns zwei Abgesandte des größten Comanche-Häuptlings Santana, der sich für seine Person nach unserer Absicht erkundigen ließ. Es wurde hier auch überlegt, daß unser nur noch geringer Vorrath an Proviant, die immer schlechter werdenden Wege, die den Transport der Wagen nicht mehr zuließen, und unsere große Entfernung von der letzten Niederlassung eine bedeutende Verminderung unseres Zuges wünschenswerth und nothwendig machten, zumal da im Falle eines ernstlichen Angriffes seitens der Indianer ihrer großen Uebermacht gegenüber eine Schaar von 40 Mann nicht viel größere Hoffnung auf erfolgreichen Widerstand haben konnte, als eine geringere Macht. Dies bewog Herrn v. Meusebach, nur mit einigen Begleitern, worunter auch der Major Neighbour und Jim-Shaw waren, die Reise fortzusetzen und die drei Wagen mit den Vereinskolonaten und die amerikanischen Vermesser zurückzulassen, um die Aufnahme des Landes fortzusetzen. Wir zogen mit den zwei Mexikanern und den drei Shawnee's, in Allem 14 Mann stark, am 13. Februar weiter. Zum Theil führte uns unser Weg über eine steile Hochebene; zum Theil hielten wir uns im Thal der San-Saba. Unser Leben war jetzt in mancher Beziehung unangenehm geworden, denn da die Korn-Vorräthe, womit wir unsere Pferde bei Kräften erhalten hatten, zu Ende gingen, so mußten wir diese des Nachts frei umherlaufen lassen, um sich das nöthige Futter zu suchen; somit fielen dann schon die Wagen als unnöthig aus: wir waren auch so glücklich, daß uns kein Pferd gestohlen wurde. Am 17. Februar stießen wir auf ein, wenigstens in Texas seltenes Thier, über dessen eigenthümliches Leben die wunderbarsten Sagen in Umlauf sind. Dies ist der sogenannte Prairie-Hund, zum Geschlecht der Murmelthiere gehörig.

Am 18ten erreichten wir endlich das Ziel unserer Reise, das alte spanische Fort. Es liegt unmittelbar an der San-Saba in einem wunderschönen, etwa 1 engl. Meile breiten Thal, das hin und wieder mit Mosquitbäumen bewachsen ist und von einem mächtigen Höhenzug begrenzt wird. Zwar zerfällt, stehen seine Mauern fast noch alle und erheben sich theilweis bis zu einer Höhe von 20 Fuß, so daß man seine ursprüngliche Gestalt vollkommen erkennen kann. Das Ganze bildet ein Rechteck, 140 Schritt lang und 130 Schritt breit, von doppelten Mauern, zwischen denen zellenartig kleine Räume, wahrscheinlich die Wohnungen der Besatzung, abgetheilt sind. An der nordwestlichen Ecke stand das Hauptgebäude mit selbständiger Verteidigung und doppeltem Stockwerk, in dessen Mitte wir die Kirche vermuteten. Der große geräumige Hof diente uns zur Lagerstätte. Nachdem wir uns einigermaßen eingerichtet hatten, durchstöberten wir die alten Räume, die mitten in dieser Wüste, so weit von den letzten Spuren der Kultur entfernt, eine romantische Sprache redeten. Wir fanden hier die Namen derjenigen, welche bis hierher gedrungen waren, in Stein eingegraben. Es waren die der mexikanischen Generale Cas und Padilla nebst ihren Begleitern. Um noch Geräthschaften oder Dokumente der früheren Bewohner zu finden, hielten wir eine mühevollen, aber vergebliche Nachgrabung. Wahrscheinlich diente dies Fort, wie

auch die Sage geht, zum Schutz von Gold- und Silberminen, die jedoch, nach der Formation der umliegenden Berge zu schließen, sich nur in großer Entfernung davon haben befinden können. Es dürfte hier eine Hauptstation gewesen seyn, mit der vielleicht eine Mission und landwirthschaftliche Niederlassung verbunden war. Auch zeugen die Spuren des Christenthums, die man noch hin und wieder unter den Comanches findet, für die Erfolge des spanischen Besehrungsheeres. Wir blieben hier noch einige Tage liegen, während Herr v. Meusebach mit einigen Begleitern den San-Saba-Strom noch mehreremal aufwärtszog, hier wie auf dem ganzen Zuge im Verein mit dem Geologen Dr. Römer (aus Berlin), mit dem gleiche wissenschaftliche Bestrebungen ihn zusammengeführt, reiche Schätze an seltenen Mineralien und Petrefakten einsammelte. (Schluß folgt.)

China.

Fortune's Wanderungen in China.

III. Namu. — Amoy. — Tschusan. — Ningpo.

(Schluß.)

Mit Eintritt des Winters begann die Bitterung sehr rauh zu werden, und im Dezember und Januar waren Teiche und Kanäle mit dickem Eise belegt. Es war interessant, sich während dieser Zeit besonders die Kleiderbuden zu betrachten, in denen alle Arten von Pelzen, worunter einige vom höchsten Preise, zu sehen waren. Der ärmste Chinese trägt im Winter wenigstens sein warmes Oberkleid oder seine wattirte oder mit Schaffell gefütterte Weste, und er begreift nicht, wie die Europäer es in den dünnen Stoffen, die sie in der Regel tragen, aushalten. Die Art und Weise der Chinesen, sich gegen die Kälte zu schützen, weicht gänzlich von der unsrigen ab. Sie machen nur höchst selten in ihren Häusern Feuer an, aber sie ziehen, je intensiver der Frost wird, um so mehr Kleider an, dergestalt, daß die Verdunstung ihrer eigenen natürlichen Wärme nicht schneller als deren Erzeugung vor sich gehen kann. So wie die Sonne von ihrem Ausgang an höher steigt und ihre Strahlen wärmer werden, legen sie nach und nach einen Theil ihrer Kleider ab, den sie eben so nach und nach wieder anlegen, wie der Abend kühler wird. Mit dem Frühjahr verschwinden allmählig die gefütterten und wattirten Kleider, und es werden nur noch leichte Stoffe, wie Baumwolle, Seide, leichter Kröpe oder jener chinesische Battist getragen, der aus den Fasern einer Kessellart fabrizirt wird.

Niemals habe ich in England so viel von der Kälte gelitten, als ich diesen Winter in China von ihr ausstand, obgleich das Thermometer nicht besonders tief fiel. Es lag das wohl mit an dem Hause, in welchem ich wohnte und in welches der Wind durch eine Menge von Ritzen eindrang, während die Fensterscheiben nur aus einem überall durchlöchernten Papier bestanden.

Zu meinem Vergnügen und auch um mich durch Bewegung zu erwärmen, machte ich zuweilen einen Gang in die große Straße. Die Chinesen sind leidenschaftliche Spieler, selbst die ärmsten können der Versuchung nicht widerstehen, und ich fand selbst während der Nacht immer eine Menge von Buden mit Drangen, Konsülren oder gekochtem Reis offen, deren Besitzer die Menge durch Würfel, Karten und Roulettes an sich lockten, so daß mancher arme Teufel die paar Kupferstücke, die er am Tage erarbeitete, aufs Spiel setzte.

Außer denen der Kleiderhändler giebt es in Ningpo noch andere Buden, welche der Aufmerksamkeit des Reisenden würdig sind. Dergleichen sind z. B. die der Seidenhändler und die großen Magazine, die wie die bedeutenden Handelshäuser unserer großen europäischen Städte ihre Waaren nicht ausstellen und wenig Gewicht darauf legen, ob sie den Vorübergehenden anlocken. In diesen finden sich sehr beträchtliche Assortiments jener prächtigen Stickerien, die von Allen, welche sie gesehen, bewundert werden. Je mehr die Nachfrage danach in England und Amerika steigt, um so mehr bemühen sich die Chinesen, sie in großen Quantitäten für den Verbrauch der Fremden anzufertigen. In der That habe ich Schürzen, Shawls, Schärpen gesehen, die man sich nicht prächtiger gearbeitet denken kann.

Wenn es in anderen chinesischen Städten eben so viel Buden von Waaren aller Art giebt, so habe ich doch nur in Ningpo die Erzeugnisse einer Art von Kunst-Tischlerei wahrgenommen, wie sie in der von den Fremden sogenannten Furniture-Street gearbeitet und verkauft werden. Da giebt es Bettstellen, Sessel, Tische, Toiletten, Pulte, ja ganze Alkoven, die, im schönsten chinesischen Stil aufs prächtigste mit geschmücktem Holz oder Elfenbein ausgelegt, Alles, was das Land an lebendigen und unlebendigen Gegenständen hervorbringt, darstellen. Man kann diese Möbel ohne Bewunderung nicht ansehen; was aber eigen ist, das ist, daß diese Industrie Ningpo eigenthümlich scheint, und daß sie sonst nirgendwo, nicht einmal in Schanghai, sich findet.

Es existiren ferner in Ningpo einige bedeutende Banquiers, die mit den anderen Städten des Nordens in Geschäfts-Verbindungen stehen. Ohne Zweifel ist Ningpo eine reiche Stadt; viele Kaufleute, die sich von den Geschäften zurückgezogen, lassen sich innerhalb seiner Ringmauern oder in seinen Vorstädten nieder. Unglücklicherweise ist das Alles nicht hinlänglich, für den fremden Handel die Hoffnung des Gedeihens zu begründen; wie reich und blühend Ningpo auch seyn mag, die fremden Kaufleute ziehen Schanghai vor, das in der That, was den Abfluß europäischer Waaren, den Handel mit Thee, Seide und anderen Haupt-Erzeugnissen des Landes betrifft, bedeutender ist.

Mein Bestreben, sobald ich in Ningpo angekommen war, ging natürlich vor allen Dingen dahin, mir Eingang in die Gärten der Mandarinen zu verschaffen, welche mir von einigen Offizieren, die während des Krieges einen Winter in Ningpo zugebracht, außerordentlich gerühmt worden waren. Einige

Schwierigkeiten, die sich mir anfangs entgegenstellten, waren bald überwunden, und es gelang mir sogar, mir einige seltene Pflanzen zu verschaffen, die unter die Zierden meiner Sammlungen gehören. Unter sämtlichen Gärten wird einer, der in der Stadt selber liegt und von allen Fremden besucht wird, besonders bewundert. Er gehört einem Greise, der sich mit einem ansehnlichen Vermögen von den Geschäften zurückgezogen hat und den Rest seiner Tage der Gärtnerei widmet. Sein Haus und sein Garten sind wirklich einzig in ihrer Art; doch ist eine Beschreibung derselben schwierig, man muß sie gesehen haben, um sich einen Begriff von ihnen zu machen. Die Construction künstlicher Felsmassen ist in China eine wahre Kunst geworden, und sie wird hauptsächlich zur Ausschmückung der Gärten gebraucht. Der gute Alte nun hat die verschiedenen Theile seiner Wohnung durch Grotten verbunden, die den Besucher von Gemach zu Gemach bis in den hinter dem Hause liegenden Garten führen. Die kleinen Höfe, durch welche man geht, sind nun von solchen künstlichen Felsen eingeschlossen, die theils in ihren Höhlungen Zwergbäume tragen, theils mit Schlingpflanzen bedeckt sind, welche sich in die kleinen, am Fuße der Felsen angebrachten Wasserbecken hinabsenken. Nachdem man durch ein wahres Labyrinth von Zimmern, Korridoren, Höfen und Grotten gekommen, gelangt man zuletzt in den Garten, der, mit seinen Zwergbäumen, seinen Blumenvasen, seinen herrlichen Bosquets und seiner Umgebung von Balkonen, die in glänzenden Farben prangen, sich plötzlich dem Auge darbietet. Man darf nicht vergessen, daß die Verhältnisse alles dessen sehr klein sind; dennoch hat man durch die Windungen der Baumgänge Ausichten in den Grotten durch offene, in den Mauern angebrachte Arkaden, durch Baum- und Blumengruppen, welche die Einbeugungen verdecken, zu erlangen gewußt, so daß das Ganze weit größer erscheint, als es ist.

Die Chinesen sind die unermüdetlichsten und vielleicht die geschicktesten Fischer von der Welt; aber unter allen Arten des Fischfanges, die bei ihnen üblich sind, ist wohl keine merkwürdiger als diejenige, für welche sie eine der größeren Arten des Seeraben aufziehen. Dieser Seerabe ist sicherlich ein wunderbarer Vogel. Ich habe ihn oft auf Seen und Kanälen getroffen, und hätte ich nicht selbst seine außerordentliche Geschicklichkeit gesehen, nie hätte ich geglaubt, was über ihn geschrieben worden ist. Zum erstenmal beobachtete ich ihn auf einem Kanal, einige Meilen von Ningpo. Ich ließ sofort die Segel meines Schiffes einziehen, um eine bessere Uebersicht zu gewinnen. Wir hatten zwei kleine Rähne, und in jedem befand sich ein Mann mit einem Duzend Vögel, die auf dem Dahlbord saßen und eben erst auf dem zum Fischfang bestimmten Ort angelangt waren. Sobald die Losung zur Jagd gegeben war, stürzten sich die Thiere — so wohl dressirt waren sie — sofort ins Wasser. Ihr Auge, von einem schönen Meergrün und so leuchtend wie der Bliz, ersieht den Fisch schon in beträchtlicher Tiefe, und so wie er ihn erschaut, taucht der Vogel unter. Seine Beute, sobald sie sich einmal in seinem elastischen Kropfe befindet, vermag nicht wieder zu entflühen. Der Vogel erscheint nun wiederum über dem Wasser, und der Chinese ruft ihn zu sich zurück. Folgtam wie ein Hund, kehrt er zu seinem Herrn zurück, läßt sich in das Boot aufnehmen und giebt seinen Fang von sich, um sogleich seine Arbeit wieder anzufangen. Was noch erstaunlicher ist, ist dies, daß, wenn einer von ihnen einen für seine Kräfte zu dicken und zu schweren Fisch trifft, einer seiner Gefährten ihm zu Hülfe eilt und mit ihm die gemeinsame Beute ins Schiff bringt. Zeigt sich einer dieser sonderbaren Fischer lässig, schwimmt er zu seinem Vergnügen und ohne auf die Arbeit zu achten umher, so braucht sein Herr nur mit dem langen Bambusstock, den er bei sich führt, in der Nähe des Vogels und ohne diesen zu treffen ins Wasser zu schlagen und ihm seine Trägheit mit einem zornigen Laute vorzuwerfen. Alsobald, gleich einem zerstreuten Schulknaben, den sein Lehrer zur Aufmerksamkeit ermahnt, kehrt der Seerabe zu seiner Pflicht zurück. Damit er die Fische, die er fängt, nicht verflude, wird ihm immer ein Ring um den Hals gelegt.

Unser Reisender, der gern einige dieser merkwürdigen Thiere nach England zurückgebracht hätte, hatte sich wirklich vier derselben zu verschaffen gewußt. Allein alle vier waren schon bei seiner Rückkehr nach Hong-Kong erkrankt, und zwei starben gleich darauf. Da er daran verzweifelte, die anderen am Leben zu erhalten, so sah er sich zu seinem großen Leidwesen genöthigt, sie zu tödten, um sie wenigstens ausgepöpst zurückbringen zu können.

Mannigfaltiges.

— Ein Freihandels-Kongreß. Dessen öffentlichen Blättern zufolge, wird im September d. J. in Brüssel ein Kongreß von National-Deputirten stattfinden, zu welchem sich auch von Berlin mehrere namhafte Personen begeben wollen und bei dem unter Anderen Herr von Lamartine aus Paris erwartet wird. Auf diesem Kongresse soll auch die Freihandelsfrage zur Sprache kommen, und da, wie es scheint, die Nationen Europa's dort alle vertreten seyn werden, so dürfen wir daselbst keine einseitige Besprechung dieser Frage erwarten, wie sie z. B. Herr Cobden auf allen Diners veranlaßt, die ihm zu Ehren in und außer Deutschland veranstaltet wurden, sondern eine wahrhaft gründliche und das Interesse aller dabei beteiligten Völker auf gleiche Weise berücksichtigende Erörterung. In Brüssel wird man sich zunächst wahrscheinlich darüber verständigen wollen: was eigentlich freier Handel sey? ob darunter bloß die Zulassung englischer Erzeugnisse auf den

Kontinent, englischer Schiffe mit transatlantischen Erzeugnissen in allen Kontinental-Häfen und dagegen Ausschließung oder doch sehr hohe Besteuerung kontinentaler Erzeugnisse in Großbritannien und Nichtzulassung kontinentaler Schiffe mit transatlantischen Erzeugnissen in allen britischen Häfen verstanden werde, oder — eine uneingeschränkte Reciprocität? Und eben so wie über den „freien Handel“ wird man sich wahrscheinlich in Brüssel auch noch über einige andere Lieblingsausdrücke unserer gelehrten Theoretiker verständigen: z. B. über die „wohlfeilste Erzeugung“ und über das „Bertheuerungssystem“. Welche Nation, wird man sich nämlich fragen, kann unter ganz gleichen Arbeitsverhältnissen und Material-Verstellungskosten wohlfeiler erzeugen: diejenige, die außer dem eigenen, z. B. dem englischen Markt, auch noch einen großen fremden, z. B. den deutschen Markt hat, um ihre Waaren abzusetzen, oder diejenige, welcher außer dem eigenen, z. B. dem deutschen Markt, alle Märkte der benachbarten großen Völker verschlossen sind? Wird diejenige Nation, welcher die Möglichkeit eines größeren Absatzes gegeben ist, nicht schon darum allein wohlfeiler produziren, und huldigt also eine Nation dem „Bertheuerungssystem“, wenn sie erklärt, daß sie ihren Markt den fremden Nationen nicht eher öffne, als bis diese auch die ihrigen geöffnet haben? Wir wollen dieses gewiß schon an sich verständliche Argument durch ein Beispiel erläutern, das uns der Berücksichtigung werth scheint, obgleich es, so viel uns bekannt, weder bei den Cobdenschen Dinern, noch bei den bisherigen Vorträgen des Berliner Freihandels-Bereins, zur Sprache gekommen: Ein Fabrikat, das sowohl in Deutschland, als in Frankreich und in England, mit gleicher Vollkommenheit geliefert werden kann, ohne daß ein Land gegen das andere dabei durch natürliche Hülfquellen bevorzugt ist, sind unter Anderem Pianofortes, Flügel und Pianino's werden sowohl in Berlin und Köln, als in Paris und London, mit entschiedener Meisterschaft hergestellt. In London und in Paris können jedoch die Fabriken weit großartiger angelegt, auf einen weit größeren Absatz berechnet werden, als in Berlin und in Köln — aus dem ganz einfachen Grunde, weil Erardsche, Pleyelsche und englische Flügel und Pianino's nicht bloß in Hamburg ganz frei, sondern auch in Berlin und Köln gegen einen mäßigen Zoll eingeführt werden können, so daß sich in Deutschland sehr viele Niederlagen französischer Pianofortes befinden, während Kissing, Petau und wie die achtbaren Verfertiger solcher Instrumente im Zoll-Berein sonst heißen mögen, nicht ein einziges derselben nach Frankreich schicken können, wo der hohe Eingangszoll (etwa 100 Fr.) einem Verbote ganz gleich kommt. Wäre es nun nicht von den Herren Erard und Pleyel ganz weise und schulgerecht, wenn sie auf ihre Kosten einen Freihandels-Apostel nach Berlin reifen ließen, um hier darüber Reden zu halten, wie sehr man im Zoll-Berein dadurch, daß man die ausländischen Erzeugnisse mit einem Eingangszoll belege, dem Bertheuerungssystem huldige? Wir sind überzeugt, daß der Mann, der diese Reden hielt, eben so gelehrte als beifällige Erwiederungen von Herrn Professor K. und Herrn Dr. J. erhalten würde. In Brüssel aber wird es hoffentlich anders seyn; dort wird man nicht bloß den Avers, sondern auch den Revers der Medaille zeigen, denn in Belgien ist man lange nicht so theoretisch, aber dagegen viel praktischer als bei uns in Deutschland.

Literarischer Anzeiger.

Portugiesische Literatur.

Curich, der Priester der Gothen,

von
Alexandro Herculano.
Aus dem Portugiesischen übersezt von G. Heine.
Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

Der tiefe Verfall Spaniens zu Anfang des 8. Jahrhunderts und die Eroberung des Landes durch die Araber sind in dieser Erzählung — einem der besten Produkte der neueren portugiesischen Literatur — mit den lebendigsten Farben geschildert und von dem Verfasser zu einem Bilde zusammengestellt, das durch die Frische der Anschauung und die klare, kräftige Zeichnung den wohlthätigsten Eindruck macht.

Im Jahre 1841 erschien in meinem Verlage bereits:
Gomes (João Baptista), Ignez de Castro.
Trauerspiel in fünf Aufzügen. Nach der siebenten verbesserten Auflage der portugiesischen Urchrift übersezt von Alex. Wittich. Mit einer geschichtlichen Einleitung und einer vergleichenden Kritik der verschiedenen Ignez-Tragödien. Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

Leipzig, im August 1847. F. A. Brockhaus.

Bei Ernst Fleischer in Leipzig ist erschienen:
Briefe
aus dem Freundeskreise von
Goethe, Herder, Höpfer und Merck.
Aus den Handschriften herausgegeben
von Dr. Karl Wagner.
8. broch. 2 Rthlr.